

Dieses Dokument bietet einen unveränderten Textauszug aus:

Handbuch Interkulturelle Seelsorge

herausgegeben von

**Karl Federschmidt, Eberhard Hauschildt,
Christoph Schneider-Harpprecht, Klaus Temme
und Helmut Weiß**

Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 2002

Das copyright für diese elektronische Ausgabe liegt bei den Herausgebern.

Bis auf weiteres darf der Text, unverändert und mit Nennung von Autor und Quelle, für nichtkommerzielle und wissenschaftliche Zwecke verwendet werden.

Gemeinde II

(Spät-)Aussiedler, Fremde, Neubürger

Jörn-Erik Gutheil

(Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler aus den Gebieten des ehemaligen sowjetischen Machtbereichs gehören seit Jahren zum Gemeindebild in unserer Kirche. Sie stellen die Gemeindeglieder vor besondere Herausforderungen. In Predigt, Unterricht und Seelsorge sind Voraussetzungen zu beachten, die sich aus Herkunft, Sozialisation und (meist) fehlender Sprachkenntnis ergeben.

Die Kirchengemeinden und Kirchenkreise werden die neuen Gemeindeglieder zunehmend nur dann als Gewinn erleben, wenn es ihnen gelingt, sie aus ihrer verständlichen Fremdheit zu befreien und im normalen Gemeindeleben zu beheimaten. Dies ist der missionarisch-diakonische Auftrag in den Gemeinden und Kirchenkreisen, dem es sich zu stellen gilt.

1 Reise in die Heimat – in die Fremde?

Bis einschließlich 1999 sind über vier Millionen (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler nach Deutschland gekommen. Auch wenn sie wesentlich bessere rechtliche Integrationsvoraussetzungen haben, ist ihre soziale Situation im Eingliederungsprozess immer mehr mit Zugewanderten ausländischer Staatsangehörigkeit zu vergleichen.

Die politischen Veränderungen in Osteuropa bilden eine wesentliche Ursache für die jährlich wachsenden Zuzüge von (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern ab Mitte der 1980er Jahre. In den Jahren des Zusammenbruchs der ehemaligen Sowjetunion kamen jährlich bis zu 400.000 (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler nach Deutschland. Aufgrund gezielter Steuerungsmechanismen der Bundesregierung errei-

Zahl (ca.) der eingetroffenen deutschen Aussiedler (in Tausend):

1986 = 50	1992 = 240
1987 = 75	1993 = 220
1988 = 200	1994 = 225
1989 = 375	1995 = 220
1990 = 400	1996 = 180
1991 = 225	1997 = 140
	2000 = 80

chen gegenwärtig noch etwa 100.000 Menschen jährlich aus Russland und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion die Bundesrepublik Deutschland. Dieser Prozess wird noch mindestens zehn Jahre anhalten.

Der Zuzug von (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern geschah bis Anfang der 90er Jahre mit überwiegender gesellschaftlicher Akzeptanz. Es waren die „armen Geschwister“ aus dem kommunistischen Machtbereich, die dankbar in der neuen Heimat Fuß fassten und sich den Gegebenheiten anpassten. Seit Mitte der 90er Jahre haben sich die Verhältnisse gravierend verändert. (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler gelten und erleben sich als Fremde, ihnen schlägt Misstrauen bis offene Feindschaft entgegen. Da sie fast ausschließlich aus den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion kommen und Sprachkenntnisse nurmehr rudimentär vorhanden sind, werden sie mit dem Kampfwort „Russen“ stigmatisiert.

Deutlicher als früher macht sich bemerkbar, dass sich deutschstämmige Aussiedlerinnen und Aussiedler im Zuge der sowjetischen (Min-

Artikel 116 GG

- (1) Deutscher im Sinne dieses Grundgesetzes ist vorbehaltlich anderweitiger gesetzlicher Regelung, wer die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt oder als Flüchtling oder Vertriebener deutscher Volkszugehörigkeit oder als dessen Ehegatte oder Abkömmling in dem Gebiete des Deutschen Reiches nach dem Stande vom 31. Dezember 1937 Aufnahme gefunden hat.
- (2) Frühere deutsche Staatsangehörige, denen zwischen dem 30. Januar 1933 und dem 8. Mai 1945 die Staatsangehörigkeit aus politischen, rassistischen oder religiösen Gründen entzogen worden ist, und ihre Abkömmlinge sind auf Antrag wieder einzubürgern. Sie gelten als nicht ausgebürgert, sofern sie nach dem 8. Mai 1945 ihren Wohnsitz in Deutschland genommen haben und nicht einen entgegengesetzten Willen zum Ausdruck gebracht haben.

Rechtliche Statusunterschiede in Spätaussiedlerfamilien, die nach dem 01.01. 1993 in Deutschland eingereist sind:

1. Spätaussiedler nach § 4 Abs. 1,2 BVFG: Deutscher im Sinne des Art. 116 GG; Anspruchs-Einbürgerung
2. Ehegatte eines Spätaussiedlers nach § 7 Abs. 2 BVFG (Ehebestandszeit mindestens 3 Jahre vor Verlassen der Aussiedlungsgebiete): Deutscher im Sinne des Art. 116 GG; Anspruchs-Einbürgerung
3. Ehegatte eines Spätaussiedlers nach § 7 Abs. 2 BVFG (Ehebestandszeit weniger als 3 Jahre vor Verlassen der Aussiedlungsgebiete): Ausländer nach Ausländergesetz; Möglichkeit der Ermessens-Einbürgerung frühestens nach drei Jahren
4. Abkömmling eines Spätaussiedlers nach § 7 Abs. 2 BVFG: Deutscher im Sinne des Art. 116 GG; Anspruchs-Einbürgerung
5. Sonstige Familienangehörige nach § 8 Abs. 2 BVFG: Ausländer nach Ausländergesetz; Möglichkeit der Ermessens-Einbürgerung frühestens nach drei Jahren
6. Ausländische Ehegatten, die auf Grundlage des Ausländergesetzes nachkommen: Ausländer nach Ausländergesetz; Möglichkeit der Ermessens-Einbürgerung frühestens nach drei Jahren.

derheiten-)Politik dem Anpassungsdruck unterworfen haben. Oftmals fehlt den Ehepartnerinnen/-partnern und Kindern der prägende Bezug zur deutschen Sprache und Kultur. Im Gegensatz zu früheren Generationen von (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern kommen sie deshalb nicht mehr in die „Heimat“, sondern in ein fremdes Land, das ihnen zudem mit Vorbehalten begegnet.

2 Natascha und Anatoli – ein Beispiel

2.1 Der Weg nach Deutschland

2.1.1 Vorgeschichte

Den Ausreiseantrag nach Deutschland hatten die Eltern schon vor Jahren gestellt. Ihre Familien waren seit Generationen in der Ukraine und in Aserbaidschan im Kaukasus zu Hause. Sie stammten aus dörflichen Verhältnissen und genossen einen relativen Wohlstand. Nach dem Einfall der deutschen Wehrmacht in Russland im Juni 1941 mussten sie am eigenen Leib die Erfahrung von Verschleppung und Verfolgung erleiden. Der Leidensweg führte die Familien von Natascha und Anatoli in Kasachstan zusammen. Dort wurden sie in der „Trud-Armee“ zum Arbeitseinsatz gezwungen und später – bis Mitte der 1950er Jahre – unter die „Kommandantur“ gestellt. Sie galten in der sowjetischen Gesellschaft als die „Hitlerowskis“ oder „Faschisten“ – weil ihre Familien deutscher Herkunft waren und sie sich dazu auch bekannten. Deutschland blieb für die ältere Generation die „Heimat“, die sie sich aus Erzählungen der Vorfahren ausmalten. Ein buntes, ein schönes Bild von Deutschland: sauber, ordentlich, christlich!

In der Familie des Vaters wurde – wenn auch mit Vorsicht – zu Hause Deutsch gesprochen; die beiden Söhne erlernten so die Sprache der Eltern und ihrer Vorfahren – im Dialekt der schwäbischen Einwanderer. Die Schwiegertöchter freilich stammten aus Familien, in denen ausschließlich Russisch gesprochen wurde. Alle lebten sie im elterlichen Haus, das sie selbst gebaut hatten, ernährten sich von der Ernte im Garten und den Tieren, die sie sich halten durften. Die Lohnzahlung aus der Arbeit im Bergbau erfolgte unregelmäßig, aber alle Kinder hatten Arbeit und halfen so mit, das gemeinsame Auskommen zu sichern.

Der Zusammenbruch der ehemaligen Sowjetunion veränderte das Leben in den neu entstandenen Nachfolgestaaten. Auch in Kasachstan. Die bisherige Ordnung wurde durch neue Strukturen ersetzt, die wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft zuließen. Ausbleibende Lohnzahlungen, explosionsartige Preisanstiege, behördliche Willkür und deutliche Verschlechterungen im Bildungs- und Kulturleben sorgten schließlich dafür, dass eine Zukunft nur in der Ausreise nach Deutschland erkannt wurde. Wer konnte, fuhr weg. Aber zwischen Antragstellung und Ausreise lagen noch viele Jahre.

2.1.2 *Ausreise nach Deutschland*

Der Flug nach Deutschland war eine Reise ins Ungewisse. Einige Verwandte lebten in Nordrhein-Westfalen, andere in Württemberg und am Bodensee. Die drei Familien – insgesamt neun Personen – kamen nach Nordrhein-Westfalen. Bundeserstaufnahme in Hamm, dann Landesaufnahmeeinrichtung Unna-Massen; Leben im Lager; Behördengänge; Besuche; Einweisung in eine Notwohnung. Das waren die ersten Schritte. „Wir sind in der Heimat“, sagten die Eltern. „Uns ist alles fremd“, sagten die jungen Ehepaare mit ihren Kindern.

Zunächst änderte sich wenig. In den Containern lebten hauptsächlich Russlanddeutsche oder jüdische Kontingentflüchtlinge. Die Umgangssprache blieb Russisch, die Gewohnheiten auch. Konnten sich Eltern und Söhne relativ problemlos verständigen, waren die Schwiegertöchter und Kinder auf Hilfe angewiesen. Die „neue Heimat“ war die Container-Siedlung; außerhalb musste stets eine sprachkundige Begleitung dabei sein. Sie lebten wie auf einer Insel; umgeben von einer „Heimat“, deren Lebensgefühl und Regeln sie nicht kannten und beherrschten.

2.1.3 *Erste Erfahrungen*

Die „Neubürger“ wurden von ihrer Umgebung zur Kenntnis genommen. Sie fielen auf durch Sprache, Kleidung, Kaufverhalten. Eine unsichtbare Grenze legte sich zwischen Einheimische und Neubürger, allerlei Geschichten machten die Runde, oft von Vorurteilen und Falschwissen bestimmt.

In der S-Bahn, auf dem Weg zum Sprachkurs, dominierten Begriffe der Verwaltungssprache – Sozialhilfe, Wohnberechtigungsschein, Kleiderbeihilfe –, die in den vertrauten russischen Sprachfluss eingestreut wurden. Die Eingliederung nahm Gestalt an, aber das Gefühl des Fremdseins blieb.

Natascha und Anatoli machten sich selbstständig; sie suchten Kontakt in der neuen Umgebung, sie suchten Arbeit, um die schmalen Einkünfte aufzubessern. Natascha, ohne jede Deutschkenntnisse, war mutiger als Anatoli, der sich ob seines schwäbischen Dialekts schämte, in ein Gespräch verwickelt zu werden. Natascha hatte als Technikerin mit Diplom in der Lederverarbeitung gearbeitet; Anatoli nach anfänglicher Arbeit „in der Grube“ (Bergmann) die Freiheit als Fernfahrer gesucht.

Der Sprachkurs als staatliche Eingliederungsbeihilfe war nach sechs Monaten vorüber. Natascha verstand mehr, als sie schon selbst sprechen konnte, aber sie blieb weiterhin interessiert und lernte in der direkten Konversation. Ihre beiden Söhne, deren russische Vornamen rasch eingedeutscht wurden, lernten die Sprache spielerisch. Anatoli war eher ängstlich, sich den Anforderungen des Arbeitsmarktes zu stellen. Schon bald machte das Wort „Umschulung“ die Runde. Eine Perspektive mit unsicherem Ausgang.

2.2 Eingliederung auf Raten

2.2.1 Arbeitssuche

Der Familienverband blieb in der Container-Siedlung zusammen. Die Eltern beantragten die Verrentung, der Vater nutzte die kostenlose S-Bahn-Karte zu täglichen Fahrten im S-Bahn-Netz. Er trauerte seinem Haus, der Gemeinschaft, der Arbeit im Garten nach. Und ihm wurde auch allmählich bewusst, dass seine Vergangenheit ihn auch in der neuen Heimat begleitete und seine Träume bestimmte.

„Wir haben es vor allem für die Kinder gemacht; sie sollen eine Zukunft haben“, betonten Vater und Mutter, wenn sie nach dem Grund für die Ausreise gefragt wurden. War der Vater meist unterwegs oder machte sich gelegentlich nützlich, fand die Mutter Kontakt zur Frauenarbeit in der katholischen Gemeinde. Vater Helmut war evangelisch, Mutter Maria katholisch.

Vorrang in den Diskussionen in der Großfamilie hatte die Arbeitssuche für die beiden Söhne. Rasch lernten sie, dass die in Kasachstan erworbene Ausbildung wie ihre berufliche Praxis in der neuen Heimat nicht ausreichten, eine vergleichbare gesellschaftliche Stellung zu erlangen. Wieder tauchte das Wort „Umschulung“ auf, aber dahinter verbarg sich nichts weiter als ein Computerkurs. Die Gewissheit, danach einen Job zu finden, war durch nichts gegeben.

2.2.2 Zufälle entscheiden das Leben

Vater Helmut, über dreißig Jahre Arbeiter „in der Grube“, beinamputiert, dankbar, endlich in Deutschland, der „Heimat“, zu sein, hatte jeden Sonntag seinen Stammplatz in der örtlichen evangelischen Kirchengemeinde. Er fand hier seinen Ort, wo er sich heimisch fühlte. Jeder kannte ihn, aber nur wenige interessierten sich für ihn. Von der Vergangenheit, der er glücklich entkommen war, wollte er nichts mehr wissen. „Was soll ich sagen?“, war die abwehrende Frage, die die ganze Ambivalenz seines Lebens ausdrückte. „Was soll ich sagen?“, dahinter schwang mit: Das interessiert euch ja doch nicht, denn es ist eine Geschichte mit Blut und Tränen! Von der Wolga in den Kaukasus und dann nach dem Stalin-Dekret 1941 nach Kasachstan... Wen interessiert schon eine solche Geschichte?

Vater Helmut sorgte sich um die Zukunft seiner Söhne und deren Familien. „Faulenzer sind die net!“ sagte er im vertrauten Dialekt, was so viel hieß wie „sie werden jede Arbeit annehmen“. Die Zeit drängte, es mussten Entscheidungen getroffen werden. Die Kinder der Söhne waren entweder im Kindergarten oder standen vor der Einschulung. Es musste geklärt werden, wo die Familien zukünftig bleiben würden. Das Leben in der Notwohnung hieß Abhängigkeit von den staatlichen Hilfen und Stagnationen im „russischen Ghetto“.

Der Zufall hilft weiter. Eine lukrative Stelle mit einer dazugehörigen großzügigen Wohnung und einem guten sicheren Einkommen war

zu vergeben. Natascha und Anatoli gingen zu ihrem ersten gemeinsamen Vorstellungsgespräch. Das war keine Zuweisung mehr, sondern sie hatten sich einer Konkurrenzsituation zu stellen. Eine völlig neue Erfahrung! Beide waren unsicher und wenig zuversichtlich. „Faulenzer sind die net“ – das Klischee von den fleißigen, zuverlässigen, belastbaren Russlanddeutschen erwies sich bei der Vorstellung als tragfähig; es gab schließlich den Ausschlag: Natascha und Anatoli bekamen die Stelle!

Natascha und Anatoli waren durch diese Entscheidung endgültig mit ihren Kindern in Deutschland angekommen. Sie verdienten ihr eigenes Geld, konnten sich eine Wohnung einrichten, vor allem: Sie zogen aus der Container-Siedlung aus! Für Anatoli und das Selbstwertgefühl der Familie war das wichtig. Im Container machte die Nachricht die Runde, die beiden hatten es geschafft. Für die Eltern eine Sorge weniger. Eine, denn der zweite Sohn, in Kasachstan Ingenieur mit Hochschuldiplom, blieb in der „Umschulung“. Anerkennung und Respekt im Container paarten sich mit Niedergeschlagenheit und gedämpftem Neid bei der Familie des Bruders.

Natascha und Anatoli sind ihren Weg gegangen. Natascha konnte aufgrund einer Allergie schon nach kurzer Zeit die Arbeit in der Hauswirtschaft nicht fortsetzen und hat sich zur Bauzeichnerin umschulen lassen. Die Ausbildung hat sie mit großem Erfolg absolviert, eine feste Anstellung aber noch nicht gefunden; gelegentliche Aushilfen geben ihr das Gefühl, den Anforderungen gerecht zu werden. Schöner wäre natürlich eine Festanstellung.

2.2.3 Probleme beim Prozess der Eingliederung

Anatoli beobachtet die Emanzipation seiner Frau mit Skepsis. Seine in Kasachstan unbestrittene Rolle als Chef der Familie ist durch den Freiheitsdrang von Natascha – verbunden mit den objektiven Möglichkeiten in Deutschland – gefährdet. Schon die Umschulung zur Bauzeichnerin war für ihn eine Herausforderung, denn seine Verantwortung in der Familie wuchs durch die Versorgung der schulpflichtigen Kinder. Für ihn sind deshalb die augenblicklichen Enttäuschungen von Natascha, keine Festanstellung zu bekommen, eher beruhigend.

Ein anderes Spannungsfeld in der jungen Familie ist das Auto; eine eindeutige Domäne von Anatoli. Als ehemaliger „Trucker“, der oft tagelang in der Steppe unterwegs war, ist es ihm unvorstellbar, Natascha ans Steuer zu lassen. „Aus reiner Sorge! Du kommst im hiesigen Verkehr nicht zurecht...“, sind seine fadenscheinigen, oft Streit auslösenden Bemerkungen. Als Natascha heimlich einige Fahrstunden bei einer Fahrschule belegt, hängt der Haussegel tagelang schief.

Anatoli weiß um die Fähigkeiten seiner Frau – und manchmal sind ihm Engagement und Erfolg seiner Frau fast unheimlich –, aber er kann mit einer gleichrangigen Partnerschaft nicht souverän umgehen. Er hängt unbeirrt der Auffassung an, dass der Mann das Sagen, die Frau ihre Unterordnung unter den Mann zu akzeptieren hat...

Die beiden Söhne sind in Sprache und sozialem Verhalten von ihren in Deutschland geborenen Altersgenossen durch nichts mehr zu unterscheiden. In der russischen Sprache haben sie zunehmend Probleme, zu Hause wird Deutsch gesprochen – wobei die Kinder die Eltern gelegentlich korrigieren –, aber sie verstehen noch Russisch, da es in der mit den Jahren zugewanderten Großfamilie dominiert.

Neben einer ganz normalen Entwicklung kommt hier auch zum Ausdruck, nicht auffallen zu wollen, denn das Wort „Russe“ ist zunehmend negativ besetzt. Der Traditionsabbruch wird bei Familienfeiern deutlich, wenn die Eltern und Großeltern ihre russischen Lieder singen, die Kinder jedoch eher gequält zuhören, weil sie auf „Techno“ oder „Rap“ stehen und die Vergangenheit für rückständig und überhaupt nicht vereinbar mit ihrem modernen Leben betrachten.

Natascha und Anatoli haben sich wie andere gern angepasst: Auto, neue Einrichtung, Urlaub auf Gran Canaria... Solche Botschaften an die noch in Kasachstan lebenden Verwandten stärkten dort den Anreiz, endlich auch nach Deutschland ausreisen zu können. Heute sind alle, die ausreisen wollten, in Deutschland zusammen. Mit ausgereist sind aber auch alle alten wie neuen Familienkonflikte. Die Alkoholkrankheit des Schwagers, die Unversöhnlichkeit mit der Schwiegermutter, Trennungen in den Familien und Neid untereinander.

Die Kinder müssen in diesem Geflecht ihren Weg finden. Denn für sie haben Großeltern und Eltern alles aufgegeben und hinter sich gelassen: „Die Kinder sollen es besser haben.“ Hinter dieser manchmal rührseligen wie Eindruck machenden Aussage steckt oft eine schmerzliche Erfahrung. Denn die Kinder wurden nicht gefragt, sie mussten einfach mit. Ohne Vorwarnung und Vorbereitung traf sie die neue Wirklichkeit ganz unvermittelt: Eine fremde Sprache, völlig andere Erwartungen und Lebensgefühle, ein gepflegter Individualismus. Zurück blieben die Freunde, prägende Einflüsse aus Schule und Freizeit, ein schwieriges, aber vertrautes Land mit berechenbaren Regeln.

Viele – gerade Jugendliche – sind deshalb in Deutschland nie angekommen. Die Angst, ohne Anerkennung zu bleiben, dem Druck von Leistung und Erfolg nicht standhalten zu können, hat sie oft in Cliques getrieben, die Halt versprochen, aber nicht selten in Drogen und Kriminalität endeten. Die Eltern sind weitgehend hilflos; hatten sie doch nur das Beste für ihre Kinder gewollt, eigene Ansprüche auf unterster Ebene angesiedelt und fest darauf vertraut, dass sie es schaffen würden. Die Kette des Versagens hat klare Glieder: fehlende Sprachkenntnis, unsicheres soziales Verhalten, weil bisherige Werte und Sitten nicht mehr gelten, Rückzug in eigene Zirkel... Diesen Jugendlichen wie manchen Erwachsenen droht, dass sie zwischen der bisherigen Welt und der neuen hängen bleiben werden. Fremde Heimat Deutschland.

3 Angekommen – aufgenommen?

Die ganz überwiegende Zahl der (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler gibt bei der Ankunft in Deutschland an, evangelisch (ca. 55 %) oder römisch-katholisch (ca. 20 %) zu sein. Diese konfessionelle Zuordnung sagt in der Regel nichts über ihren kirchlichen oder gemeindlichen Erfahrungshintergrund aus. Die Zerstörung der kirchlichen wie gemeindlichen Strukturen in der Stalin-Zeit, das Verbot der deutschen Sprache und Kultur hat das christliche Leben im sowjetischen Machtbereich in (oft geheime) Hausgemeinschaften und Zirkel zurückgedrängt und eine starke Laienstruktur ausgeprägt, die stellenweise freikirchliche Züge annahm. Kann bei den älteren (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern noch davon ausgegangen werden, dass ihnen persönlich oder aus Erzählungen oder der Erfahrung von Hauskreisen kirchliches Leben vertraut und bekannt ist, so gilt dies für die jüngere Generation nicht mehr. Eine konfessionelle Zuordnung bei der Ankunft in Deutschland ist deshalb meist zufällig.

Mit der freiwilligen Zuordnung der (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler zu einer christlichen Konfession stellt sich für die Kirchen in Deutschland eine besondere Herausforderung: Sie sind unsere neuen Gemeindeglieder und verhelfen mancher Gemeinde und manchem Kirchenkreis zu einer unerwarteten statistischen Verbesserung der Gemeindegliederzahlen. Damit sind sie aber noch nicht als Gemeindeglieder gewonnen; darin liegt vielmehr der missionarisch-diakonische Auftrag – gleichzeitig aber auch eine große Chance! Für unsere kirchliche und diakonische Arbeit in Gemeinde und Kirchenkreis bedeutet dies, neue Formen interkulturellen Lernens zu entwickeln und einzuüben. Von Beginn an sind dabei (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler nicht als Objekte, sondern als eigenständig mitwirkende Subjekte der Integrationsarbeit zu verstehen.

Wer sich darauf versteift, sie lediglich in Gemeinde und Kirchenkreis betreuen und nicht eigenverantwortlich mitgestalten lassen zu wollen, wird rasch erleben, dass sich (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler abwenden und sich anderen Sinnanbietern zuwenden. Der „Reichtum“, der uns in den Gemeinden und Kirchenkreisen mit den (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern geschenkt ist, wird sich dort offenbaren, wo wir uns Zeit nehmen, auf sie zuzugehen, ihren Geschichten lauschen, an ihrer Frömmigkeit Anteil nehmen, ihnen Räume öffnen, in denen sie ihre Traditionen pflegen können, sie nicht in ein von uns entwickeltes Konzept pressen, sondern uns mit ihnen auf einen Weg einlassen, auf dem wir unter Gottes Führung im Hören, Loben und Beten geleitet werden.

4 In Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis (Kol 2,3)

Schon die ersten Kolonisten, die im 18. und 19. Jahrhundert auf die Zusage von Religionsfreiheit, Befreiung vom Militärdienst und in Erwartung des „neuen Jerusalems“ nach Russland auswanderten und sich in Sarepta an der Wolga, im Kaukasus, am Schwarzen Meer, in der Ukraine oder Mittelasien niederließen, waren geprägt von einem starken Christus-Glauben, der ihr Leben ganz bestimmte. Sie schlossen sich zu (Dorf-)Gemeinschaften zusammen, hielten sich „von der Welt“ fern und bewahrten in Sprache und Kultur ihre mitgebrachten Traditionen. Das Wachstum der Gemeinden wie der rasche Wohlstand sind Ausdruck ihres Fleißes und der Geschicklichkeit, mit denen sie sich in den Siedlungsgebieten behaupteten. Gottesdienst, Bibelstunde, Schule, ein reiches kulturelles Leben kennzeichneten das Leben der deutschen Siedler. Aber es war und blieb immer ein von Gott geschenktes Leben, dem sie sich mit Dank, Lobpreis und Ehrfurcht verpflichtet wussten.

Aus der Zeit der Verfolgung unter Stalin und der späteren Unterdrückung ihres Glaubens und ihrer Kultur gibt es anrührende Zeugnisse des Christusbekenntnisses. In den Gemeinschaften wurden die biblischen Geschichten weiter erzählt und so der Glaube an Christus lebendig gehalten. Oftmals waren es nur wenige Seiten aus einer Bibel oder einem Gesangbuch, die erhalten geblieben waren, oder Mitschriften aus Versammlungen, die einzelnen wie kleinen Hausgemeinschaften Trost und Glaubensgewissheit geschenkt haben. Der Glaube an Christus blieb – oft im Verborgenen – lebendig.

(Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler kommen deshalb nicht nur aus einer anderen Welt, sie tragen – zumindest die älteren – auch eine andere Vergangenheit im Herzen. Sie haben als (Dorf-)Gemeinschaft oder Familie immer zusammengehalten, sich gegenseitig unterstützt, Freud und Leid geteilt und wünschen sich in der „Heimat“ Freiheit, Wohlstand und für ihre Kinder eine sichere Zukunft. Das bedeutet, für die kirchliche Arbeit Vorbereitungen zu treffen:

4.1 Voneinander wissen

Für die gemeindliche Arbeit, für Predigt, Unterricht und Seelsorge in den Gemeinden, denen (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler zugewiesen werden, ist die Kenntnis des religiösen und sozialen Lebens in den deutschen Siedlungsgebieten in Russland und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion von grundlegender Bedeutung. Zu erwarten, dass ein Einzelner, etwa die Gemeindepfarrerin oder der Gemeindepfarrer, die missionarisch-diakonische Herausforderung der Beheimatung von (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern mit ihren Familien allein schaffen könnte, ist nicht nur eine Überforderung, sondern eine Verweigerung, sich der gemeindlichen Aufgabe zu stellen.

4.2 Ein Gemeindekonzept ist nötig

In Nordrhein-Westfalen befindet sich die Landesaufnahmeeinrichtung in Unna-Massen; Kirche und Diakonie sind dort präsent und stellen erste Kontakte her. Die Zuweisung in ein Übergangwohnheim erfolgt relativ rasch, so dass erst dort mit der Teilnahme an dem obligatorischen sechsmonatigen Sprachkurs, der Arbeits- und Wohnungssuche, der Einschulung der Kinder der Integrationsprozess einsetzt. Jede Kirchengemeinde, jeder Kirchenkreis kennt die Standorte der Übergangwohnheime. Sie sind wie Schule, Krankenhaus, Kindergarten Teil des gemeindlichen Auftrags. Aber es sind auch Orte, in denen eine Zielgruppe lebt, die verschiedene Dienste und Fähigkeiten von Kirche und Diakonie beansprucht. Ein Übergangwohnheim ist frei zugänglich; die Besucher von außen sind von unterschiedlichem Interesse geleitet: Zeitungs- und Versicherungsvertreter, Sekten- und Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften, Familien, die eine Putzkraft suchen, Autoverkäufer... strömen auf die neuen Landsleute ein. Wie sollen sie sich dem Ansturm erwehren, den überzeugenden Angeboten widerstehen, eine vernünftige Entscheidung treffen, wer hilft ihnen?

Wichtig ist es, im Leitungsorgan der Gemeinde darüber zu sprechen. Zu diesem Gespräch müssen Kundige aus Gemeinde und Diakonie eingeladen, ihr Rat und ihre Empfehlung gehört werden. In diese „erste Runde“ gehören auch (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler, die mit den Verhältnissen in Deutschland vertraut sind und die deshalb authentisch von „Ersterfahrungen“ berichten können. Zum Abschluss dieser „ersten Runde“ müsste ein Handlungskonzept verabredet und ein vom Presbyterium autorisiertes Team gebildet werden, dem Vertreter des Leitungsorgans angehören, die in jeder Sitzung über die Arbeit berichten können, um gegebenenfalls neue Entscheidung herbeizuführen.

4.2.1 Der erste Schritt: „Willkommen in...“

Die Kirchengemeinde will nichts verkaufen, aber sie freut sich über die neuen Bürgerinnen und Bürger in ihrem Gemeindebezirk. Ein freundlicher Brief – in Russisch und Deutsch! – bringt dies zum Ausdruck und kündigt den Besuch von Mitgliedern der Gemeinde – am besten unter Nennung der Namen – an. Die Besucher bringen – ebenfalls mehrsprachig – aussagekräftige Informationsmaterialien mit und laden zu Gemeindeveranstaltungen ein; wo möglich und nötig bieten sie an, Interessierte abzuholen und sie auch wieder zurückzubringen.

Bei fortgeschrittener Entwicklung der Arbeit in einem Übergangwohnheim sind auch Begrüßungsempfänge für Neuankömmlinge und Feiern zu festlichen Anlässen bzw. andere Formen von Veranstaltungen vorstellbar. Die Erkennbarkeit des Veranstalters – evangelische Kirchengemeinde – ist dabei unverzichtbar. Bei all diesen Annäherungsversuchen ist zu beachten, dass (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler in der Regel durch Sprachkurse und Arbeitszeiten zeitlich stark in

Anspruch genommen sind und – zum Beispiel die Erwerbstätigen – vor 17.00 Uhr kaum anzutreffen sein werden.

4.2.2 *Ein Platz in der Gemeinde*

Aus dem persönlichen Kontakt zu den neu hinzugezogenen (Spät-) Aussiedlerinnen und -Aussiedlern erwachsen Konsequenzen für die Gemeindearbeit und das Gemeindeleben. Die „neue Heimat“ mit dem ständigen Anpassungsdruck lässt kaum Platz für das, was bisher gut und schön war. Oft entsteht der Wunsch, einen Raum zu bekommen, um sich dort zu treffen, Tschaj (Tee) zu trinken, die alten (russischen) Lieder zu singen, sich ohne jede Verpflichtung in einem Schutzraum unter dem Dach der Kirche zu befinden.

Andere (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler, vor allem jüngere, sind an Begegnungen mit Einheimischen interessiert; sie wollen ihre Sprachkenntnisse verbessern, sich über Fragen des täglichen Lebens kundig machen, sich zu Fragen von Lohnsteuer, Versicherung, Rente, Kindergarten, Schule und Sportverein informieren. Hier bieten sich Begegnungsnachmittage oder Veranstaltungen der Erwachsenenbildung an, um das Interesse im wechselseitigen Austausch zu befriedigen.

Kindergarten, Schule, Konfirmation, Gottesdienst sind Bereiche, die besonders erklärt werden müssen. Es ist gut, hierfür Informationsmaterialien in Russisch und Deutsch zur Verfügung zu haben. Hier bieten sich zusätzlich integrative Elternseminare an, um die Eltern in die Lage zu versetzen, ihren Kindern auf Rückfragen Antwort geben zu können. Gleichzeitig können so Anknüpfungspunkte zu einheimischen Eltern geschaffen werden, die oft ebenfalls nur noch schwache Erinnerungen an ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde haben und die durch eine aktive Inanspruchnahme und konzeptionelle Mitwirkung einen neuen Zugang zu Glauben und Gemeindeleben finden können.

4.2.3 *Die Gemeinschaft der Brüder*

In einigen Regionen der deutschen Siedlungsgebiete in Russland und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion haben sich über die Jahre hinweg unabhängige Gemeinden entwickelt, die von sogenannten „Brüdern am Wort“ geleitet und geprägt worden sind. Sie beanspruchen auch nach der Umsiedlung nach Deutschland, Gottesdienste und Amtshandlungen vollziehen zu dürfen. Nicht selten entstehen dabei Konflikte mit den Ortsgemeinden und der gewählten Gemeindeleitung. Ihre teils unterschiedliche Frömmigkeit, das von der Verbalinspiration bestimmte Schriftverständnis und eine rigide ethische Lebensform wollen sie beibehalten, um ihre Gläubigen vor einer Säkularisierung in der neuen Heimat zu bewahren.

Hier sind Geduld und Fingerspitzengefühl notwendig, um die uns fremden Erwartungen nicht vorschnell zu enttäuschen und in eine Konfrontation zu führen, die gelegentlich dazu führt, dass sich diese Gemeinden von der Volkskirche abwenden und sich anderen Denominati-

onen anschließen. Es gilt, die Treue und Geistesgegenwart der „Brüder am Wort“ anzuerkennen und für den Integrationsprozess wie den Gemeindeaufbau vor Ort nützlich zu machen. Die Gast-Mitgliedschaft im Leitungsorgan, die Möglichkeit zu eigenen Versammlungen wie das Mitwirken im Gottesdienst und bei Amtshandlungen können mithelfen, die Geschichte und Glaubenskraft dieser Gemeinschaften zu erhalten und ihnen Raum zu geben für die Prozesse der Beheimatung in einer gänzlich neuen Umgebung.

4.3 Unsere neuen Schwestern und Brüder

(Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler sind für jede Gemeinde ein Geschenk Gottes, das es zu entdecken gilt. Während in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit Vorbehalte wachsen, Vorurteile aus Unkenntnis und Ignoranz Platz greifen und damit die Gefahr heraufbeschwören, dass die neuen Gemeindeglieder sich zurückziehen und ihre Identität in eigenen Zirkeln und Ghettos pflegen, ist es Aufgabe jeder Gemeinde, (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedlern öffentlich jede nur mögliche Unterstützung anzubieten. Dies kann neben den verschiedenen Gemeindeangeboten und diakonischen Hilfen vor allem im Gottesdienst geschehen. Neben der Begrüßung und Wahrnehmung beim Besuch des Gottesdienstes sind Möglichkeiten zu schaffen, (Spät-)Aussiedlerinnen und -Aussiedler sichtbar am Gottesdienst und Gemeindeleben zu beteiligen.

Die Aufnahme ihres Liedguts, die Beteiligung an Schriftlesung und Gebet, die Wahl ins Leitungsorgan der Gemeinde und die Bewahrung ihrer Geschichte sind Chancen, Gemeinsamkeiten zu entdecken und die Gemeinschaft zu fördern.

In der Fürsprache bei Behörden, in der Fürbitte für Gottes Geleit auf den Wegen in der neuen Heimat und in der Fürsorge für die noch in Russland und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion verbliebenen Angehörigen nimmt die neue Gemeinde Anteil am Schicksal ihrer neuen Schwestern und Brüder. Sie hilft so mit, bestehende Befürchtungen, Ängste und Unsicherheiten zu überwinden. Auf diesem Weg sind auch Partnerschaften mit Gemeinden vorstellbar, denen die nach Deutschland ausgewanderten Neubürger früher angehörten. Dadurch kann Gemeinsames bewahrt und Neues gelernt werden.

In Christus liegen verborgen die Schätze der Weisheit und der Erkenntnis; mit dieser Losung werden wir in unseren Gemeinden und Kirchenkreisen Orte der Begegnung und Gemeinschaft schaffen, die dazu führen können, anfänglich Fremde zu beheimaten und ihnen das Gefühl zu geben, als Schwestern und Brüder in der „Heimat“ angekommen zu sein.